

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage *Neue Welt* einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. ausschließlich Bestellgeld.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 3721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Anserte werden die 5spaltige Beitzelle oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Beitrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die folgende Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Str. 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen

Tageskalender.

In Krakau wurden große Mengen von Waffen beschlagnahmt, die für die russischen Revolutionäre bestimmt waren.

Die Bauernunruhen in Rußland nehmen von Tag zu Tag größeren Umfang an.

Die Stadt Kasparaiso wurde durch ein Erdbeben zerstört.

Das Problem des Marxismus.

Leipzig, 18. August.

Es sind jetzt gerade zehn Jahre verflossen, seit Genosse Bernstein, der damals noch zu den Mitarbeitern der Neuen Zeit gehörte, in dieser Zeitschrift eine Artikelserie führte. Wenn mancher Leser in jener Zeit mit gespannter Erwartung die Tatsache begrüßte, daß ein bekannter Vertreter des wissenschaftlichen Sozialismus diejenigen Seiten unserer Theorie kritisierte, die ihm problematisch und verbesserungsbedürftig erschienen, so ist der Ausgang der ganzen Diskussion, die mit diesen „Problemen“ eingeleitet wurde, eine große Enttäuschung gewesen. Der sflägliche Ausgang eines so vielversprechenden Beginns hat besser als irgend etwas gezeigt, wie unerschütterlich fest die Fundamente unserer Wissenschaft in dem Boden der Wirklichkeit gemauert sind, wie fester als ihre zweifelnden Jünger oft selbst wissen.

Die Warnung, die darin liegt, wird selbstverständlich von den bürgerlichen Autoren, die gern an unserer Theorie herumdeuteln, nicht verstanden. So veröffentlichte vor kurzem im Verlage der Sozialistischen Monatshefte ein gewisser Rudolf Goldscheid eine Broschüre: *Verelendung oder Meliorationstheorie?*, die als erste Nummer einer Serie: *Probleme des Marxismus* dienen soll. Wir übergehen hier die konfusen Erörterungen des Verfassers über Verelendung oder Verbesserung, die den Inhalt der Broschüre bilden; Bedeutung haben sie nur als Symptom der Verwirrung, die in Sachen unserer Theorie unter der bürgerlichen, sozialistenfreundlichen Intelligenz herrscht, und der Selbstüberhebung, mit der dieses wirkköpfige Gevilde sich als „wissenschaftliche“ Erörterung breit macht. Weidies findet sich in dem pomphaften Titel: *Probleme des Marxismus* gleichsam symbolisiert; er fordert unwillkürlich zu einem Vergleich mit Bernstein auf.

Dieser Vergleich kann das Auftreten Bernsteins nur in einem günstigen Licht erscheinen lassen; die Übereinstimmung der beiden ist nicht größer als die eines Kräf-

tigen Originals und einer gehaltlosen Karikatur, als die einer geschichtlichen bedeutenden Tat und einer nachherigen Posse. Als für Bernstein Probleme des Sozialismus auf-tauchten, deren Lösung er nicht sofort sah, als sich bei ihm Zweifel an der Richtigkeit der bisherigen Anschauungen und der bisherigen Taktik regten, da mußte er wohl glauben, daß dies nicht einfach Mangel an Einsicht bedeutete bei ihm selbst, der sich zu den führenden Köpfen des Marxismus rechnete, da mußte er wohl glauben, daß Mängel der Theorie selbst schuld daran waren. Der Erfolg seines Auftretens, der große Beifall, den es fand, und die bedeutenden theoretischen Kämpfe, die es hervorrief, zeigten dann auch zur Genüge, daß es sich um keinen zufälligen persönlichen Mangel handelte, sondern um eine in weiten Parteilreisen herrschende Unkenntnis unserer Theorie. Damit verglichen nimmt sich das Auftreten des neuen Marxkritikers, der, ganz außerhalb unserer Bewegung stehend, nur rein persönliche Unwissenheit vor-bringt, geradezu lächerlich aus. An Bernstein war zwar nicht die Fülle an theoretischer Einsicht, aber doch der Mut zu loben, mit dem er, in Gestalt einer Kritik, seinen Mangel an Einsicht und seine Zweifel offen bloßlegte; da-durch deckte er den weit herrschenden Tiefstand des theo-retischen Wissens auf, und die darauf folgenden Debatten haben das ihrige getan, dieses Wissen zu heben und eine bessere Zeit vorzubereiten. In dieser Hinsicht findet sich in dem jetzigen Problemsteller nur der Dünkel des Lite-raten, der über alles schreiben zu können glaubt, was er nicht versteht; sein Werk wird denn auch weder in Partei-reisen, noch in politischen oder literarischen Kreisen den leisesten Wellenschlag hervorrufen: es wird bald mit der großen Masse derartiger Literatur verschwunden und ver-gessen sein.

Wenn wir es hier trotzdem mit Bernstein in einem Atem erwähnen, so ist es deshalb, weil sich in den Grund-anschauungen eine Ähnlichkeit zeigt, die eine tiefere Be-deutung hat. Diese Ähnlichkeit findet sich bei fast allen Versuchen, unsere Theorie anzugreifen oder zu verbessern, und sie bekundet, daß es in Wirklichkeit nicht mehrere, son-dern nur ein einziges Problem des Marxis-mus gibt, das allen angeblichen Problemen zugrunde liegt. Es ist der große, scharf trennende Gegensatz zwischen dem Marxismus und der bürgerlichen Anschauungsweise, jene den ganzen Sozialismus tragende und dem bürger-lichen Denken ganz entgegengesetzte Grundanschauung, die unseren Gegnern und unseren den Marxismus bekämpfenden Freunden und Genossen immer wie ein unüberlandenes Problem vorommt: das Problem, wie sich die Zukunftsgewißheit des Sozialismus begründet.

Nun ist diese Frage, wie so viele angeblich schweren Probleme, im Grunde äußerst einfach, und mancher Ar-beiter, der unsere Grundanschauungen gut versteht, wird mit einigem Staunen fragen, welche Schwierigkeiten da

überhaupt beständen. Die Zustände des Kapitalismus werden immer unhaltbarer und unerträglicher; dies ist es, was mit dem Zusammenbruch des Kapitalismus gemeint wird; das Bewußtsein dieser Unhaltbarkeit prägt sich, durch den Einfluß unserer Aktion und unserer Propaganda, immer größeren Volksmassen ein; und sobald ihre Anzahl und ihre Macht dazu ausreicht, stürzen sie die politische Herrschaft der Bourgeoisie und ihrer Helfershelfer und führen die Produktionsmittel in gesellschaftliches Eigentum über. Die Gewißheit des Sozialismus beruht also darauf, daß die Masse des Volkes auf die Dauer keine Zustände er-tragen wird, die für sie unerträglich sind. Weil der Kapi-talismus immer mehr der zahlreichsten Volksklasse jede Möglichkeit einer wesentlichen Verbesserung ihrer Lage ab-schneidet, und diese Klasse selbstverständlich damit nicht zufrieden sein wird, sobald sie die Möglichkeit einer besseren Gesellschaftsordnung vor sich liegen sieht — deshalb wird der Sozialismus notwendig kommen.

So einfach und klar dieses Verhältnis ist, so schwer fällt es offenbar unseren Gegnern, es zu fassen. Wenn sie bei Marx lesen, die Expropriation der Expropriateure werde stattfinden durch die immanenten Gesetze des Kapi-talismus selbst, so interpretieren sie das in der Weise, die man in den Vorlesungen über Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus von Herrn Professor Karl Diehl finden kann: „Die materialistischen Sozialisten behaupten, der Sozialismus müsse unabhängig vom Willen, Wünschen und Meinen der Menschen kommen infolge einer naturgesetzlichen, notwendigen Entwicklung.“ So wenig verstehen sie, daß die Notwendigkeit des Sozialismus nur durch das Willen, Wünschen und Meinen der Men-schen sich durchsetzt, daß sie einen klaffenden Widerspruch erblicken zwischen diesem historisch-materialistischen Satze der Notwendigkeit des Sozialismus und dem begeisterten Aufruf im kommunistischen Manifest: *Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!* Wenn der Sozialismus notwendig kommen wird, sagen sie, wozu sich dann soviel Mühe geben? Indem die Sozialisten selbst unermüdet propagieren und kämpfen für den Sozialismus, bekunden sie damit ja offenbar, daß sie selbst nicht an seine Notwendigkeit glau-ben. Für etwas, das doch sicher ist, würde man sich nicht derart anzustrengen brauchen.

Mit diesen scharfsinnigen Betrachtungen ist dann die sozialistische Theorie für sie abgetan, und bleibt leider die sozialistische Praxis als eine unverständliche, leidige, aber nicht wegzuleugnende Tatsache übrig, um sich damit aus-einanderzusetzen. Anderen dämmert es jedoch, daß Marx nicht so einfach in die Ecke zu schieben sei, und sie setzen sich daran, die Theorie kritisch zu vertiefen. Offenbar stellen die jetzigen Sozialisten, wie ihre Propaganda zeigt, ihre Hoffnung auf das Willen, auf den Idealismus der Massen; wie stimmt das mit der Notwendigkeit, die durch die immanenten Gesetze der kapitalistischen Wirtschaft selbst begründet wird? Die marxistische Lehre von der Not-

Seuilleton.

Die Mann.

Ein Volks-Roman von Anna Croissant-Ruß.

16.] Nachdruck verboten.

7.

Als die kleine Mann über vier Jahre alt war — es war im November und der erste Schnee fiel, der Vater war just nach Hause gekommen und hatte die Lampe angezündet —, geschah etwas, was das stumpfe Einerlei des Lebens im Kuchlerischen Haus unterbrach: ein Kind wimmerte vor der Tür.

Der alte Kuchler ging selbst vors Haus, um nachzu-sehen, und kam mit einem Bündelchen zurück. Ein ganz kleines Bündel war's, ein ganz kleines Kind, kaum wenige Wochen alt, Schneeflocken hatten sich auf das weiß und rote Kissen gelegt, und der kleine Wurm schrie vor Kälte, obwohl er gut eingepackt war, und zwar mit einer Aus-dauer und Stärke, die auf eine robuste Natur schließen ließen. Und der Vater, der stets noch in Wut kam, wenn die Mann einmal schrie, behielt das fremde Kind auf dem Arme und rief der Zuli zu: „Sol' die Wiege!“

Wie die den Alten ansah! Sie rührte sich nicht vom Fleck. Was ging sie denn das fremde Widelkind an? War' es doch erst erfroren vor der Tür! Hatte sie nicht schon Sorgen und Plage genug mit der Mann gehabt? Sollte die Schinderei von neuem angehen? Jetzt hatte sie die Mann so weit durchgeschleppt, jetzt wurde es leichter. — „Das bleibt nit da.“ stieß sie heraus.

„Sol' die Wiege“, sagte der Alte darauf, nicht wütend, wie es seine Art sonst war, sondern ruhig, aber mit solchem

Nachdruck, daß Anderl schnell lief, um die Wiege zu suchen. Die ganze Zeit behielt der Vater das schreiende Kind im Arm. Als er es in die Wiege legte, fiel ein Zettel aus den Kissen des Kindes; darauf stand mit großen ungel-ten Buchstaben geschrieben: „Luise heiß' ich, ich gehöre in das Kuchlerhaus.“

Die Zuli hob den Zettel auf und warf ihn gleich wie-der, wie wenn er giftig gewesen wäre, zu Boden. Sie ätzerte vor Born, doch getraute sie sich nicht, ihren Groll laut werden zu lassen. Ihr Sinundherschließen, ihr Türen-zuschlagen, ihr unterdrücktes Schimpfen hörte der Alte nicht, und am Abend wies er ihr die warme Kammer an für sich und das Kind und die Mann.

Da lag sie also, die Zuli, das fremde Kind in der Wiege neben sich, am Fußende ihres Bettes die Mann. So war sie zu zwei Kindern gekommen. Zwei Kinder! Alle Plage, alle Sorge, alle Mühe wie eine Mutter, und ni-mals einen Mann gehabt, niemals nur einen geküßt! Eine starke Sehnsucht wachte in ihr auf nach einem Menschen, der all das Bittere in ihr löse, das sie verzehrte, der sie gern haben sollte, nur sie und sonst niemand auf der Welt, und der sie so lieben sollte, wie sie fühlte, daß sie selbst ihn lieben könnte.

O sie wüßte schon einen, aber an den konnte sie nie, nie denken — Gans! Im Oktober hatte sie ihn das letztmal gesehen, als er bei ihnen vorbeiging. War das ein schöner, frischer Bursch geworden! Die stolzen Augen, die leicht gebogene Nase, der kleine feste Schnurrbart, lebhaftig sah sie ihn vor sich und hätte ihn an sich drücken und küssen mögen — ach, wie hatte sie ihn gern, und er durfte nichts davon wissen.

Und keinen Blick hatte er auf ihr Haus geworfen, ja den Heimweg machte er auf der andern Seite, wo es viel steiler war, gewiß nur, damit er nicht bei den Kuchlerischen vorbei mußte. O, der hatte den Trost und den Stolz des Massetners! Wie würde sie ihn denn je wieder sehen oder

mit ihm reden können, und wie würde er sie denn lieben? Sie, mit diesem abgemagerten Leib, mit den Augen, die in den Höhlen lagen, mit dem zottigen schwarzen Haar; die in Fäden herumrannte, schlechter, wüßter, verkommener als die letzte unter den Daningern!

Die Zuli warf sich im Bett herum und schluchzte vor Kummer und Sehnsucht. Warum hatte denn nur sie nichts? Warum war denn sie wie eine Ausgestoßene? Sie dachte an ihre Jugend, an die Zeit nach der zweiten Mutter Tod, an die viele Blädelerei mit der Mann und dann an das kleine Kind, das man ihnen heute vors Haus gelegt hatte. Was war's mit dem? Wem gehörte es, daß man den weiten, weiten Weg nicht scheute, um es auf die Schwelle gerade ihres Hauses zu legen? Es gab doch viel bessere und reichere Häuser im Tal, alle waren sie besser, alle waren sie reicher. Und der Zettel: Ja, gehöre ins Kuchlerhaus! Einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick hatte die Zuli an Anderl gedacht, weil er gar so arg erschrocken aussah und gleich in den Stall hinaus-ging, aber wie wäre denn der Bub zu einer Dirne gekom-men? Er getraute sich ja kaum nach Jodok hinunter; heute war er heraufgekommen und hatte allerlei Konfusos von Kathl und Moidl erzählt, vielleicht gehörte es einer von denen, aber da wäre der Vater doch nicht so gut damit ge-wesen; was war denn mit dem Vater? Ueber dem Grübeln schlief sie ein.

Ja, das war etwas sonderbares mit dem Alten; stun-denlang sah er nun neben dem kleinen Kinde, konnte es anschauen und wiegen, er wachte darüber, daß die Zuli es ordentlich versorgte, er stieß die Mann beiseite, wenn sie das Luisele anschauen wollte, anrühren durfte sie's gar nicht, da gab's gleich Schläge. Wenn er weg war, lief die Mann freilich gleich herbei und blieb bei dem Schwefelkerzen sitzen, manchmal patzte sie's nach Kunderart ordentlich ins Gesicht, tröstete es aber gleich wieder oder heulte gleich selbst mit. Es war ein Wunder, wie die Mann in der

wendigkeit der Entwicklung zum Sozialismus, also fängt Herr Goldscheid seine Broschüre an, ist tatsächlich einer doppelten Auslegung fähig. Marx hat unentschieden gelassen, „ob die Entwicklung zum Sozialismus in stärkerem Maße von den rein ökonomischen Tendenzen der kapitalistischen Wirtschaft oder mehr von den psychologischen Gegenentenden des Proletariats gefördert wird.“ Hier werden zwei Dinge in Gegensatz zu einander gebracht, die untrennbar verbunden sind: das kapitalistische Elend und die aus ihm emporkommende Empörung und Kampfeslust der Arbeiterklasse. Wenn man diesen gelehrten Herrn fragte, wer bei einer Ueberflutung in stärkerem Maße an den Schäden schuld sei: der starke Regenguß, der den Fluß schwellen machte, oder der stark geschwollene Fluß selbst, so würde er das wohl eine dumme Frage nennen. Und doch liegt die Sache hier nicht anders. Aus den „rein-ökonomischen Tendenzen“ des Kapitalismus fließen mit Notwendigkeit die „psychologischen Gegenentenden“, d. h. die Auflehnung und die revolutionäre Bewegung des Proletariats hervor, und nur diese werden den Sozialismus bringen. Daß das Proletariat sein ganzes Wünschen und Wollen auf den Sozialismus gestellt hat, ist durchaus eine Folge der ökonomischen Zustände, die der Kapitalismus schafft, aber eine gerade so notwendige Folge wie Akkumulation und Konzentration des Kapitals. Darum gehört auch die Empörung der Arbeiter zu den immanenten Naturgesetzen des Kapitalismus, von denen Marx sagte, daß sie die Aufhebung des Kapitalismus bringen würden.

So einleuchtend uns Sozialdemokraten dies alles erscheinen mag, so liegt hier doch gerade der Haken, der die Schuld an allen Mißverständnissen und „Problemen“ für diejenigen ist, die sich nicht von den Schlägen der bürgerlichen Anschauungsweise losreißen können. Betrachten wir ihn deshalb etwas näher.

Die Revolution in Rußland.

Der neue Landwirtschaftsminister.

Fürst Wolkonskiow läßt erklären, daß er für eine Agrarreform, die die zwangswise Entlassung der großen Gutsbesitzer zur Voraussetzung habe, unter keinen Umständen zu haben sei. Das glauben wir gern — ist der Minister doch selbst einer der reichsten russischen Großgrundbesitzer! Von ihm eine wirksame Agrarreform erwarten heißt genau so viel, wie auf eine gute Gartenbepflanzung durch einen Bod warren. Nun, wie unsere heutige Politische Uebersicht von neuem zeigt, warten die Bauern durchaus nicht auf den Minister, sondern nehmen sich das, was man ihnen nicht gutwillig gibt, schon jetzt gewaltsam. Und das ist sehr recht!

Gefängnisstatistik.

Man schreibt uns: Die verzweifelte Lage der Gefangenen in den russischen Zwingburgen, die jetzt berakt wie noch nie früher mit revolutionären Arbeitern, Bauern, Lehrern, Studenten usw. vollgepackt sind, sollen folgende Zahlen aus dem r i g a s c h e n Gouvernementsgefängnis beleuchten. Augenblicklich beherbergen die Gefängnisse 1143 (nach der in dieser Beziehung gut informierten Dina-Zeitung) im ganzen über 1600 Personen — die in den Polizeiarrestzellen Inhaftierten sind nicht mitgezählt worden — von denen 400 Personen am 5. August im Gouvernementsgefängnis sich befanden; 82 Personen davon waren am 5. August im Gefängnisstranienhause. In Untersuchung waren 233 Personen — hiervon 51 im Krankenhaus; Gefängnishaft hatten 88 Personen abzubüßen, von diesen waren 10 im Krankenhaus. Von allen Inhaftierten waren volle 18 Prozent in den verschiedenen Gefängnisstranienhäusern untergebracht! Es muß noch hervorgehoben werden, daß schwere „Verbrecher“ in dem neuen Zentralgefängnis untergebracht sind und die vom Kriegsgericht zur Zwangsarbeit Verurteilten in den Stasematten der Festung Dinamünde schmachten, wo von irgend welchen hygienischen Verhältnissen keine Rede sein kann. Unter solchen Verhältnissen ist es kein Wunder, daß zu den Gerichtsverhandlungen oft nur die Hälfte der Gefangenen erscheinen kann.

Die nachmalige Verhandlung gegen die 88 Mitglieder der Kampforganisation soll dieser Tage in Riga stattfinden. Wie bekannt, wurden das erstmal 7 Genossen — meist minderjährige — zum Tode durch den Strang verurteilt. Jetzt weiß das lettische Blatt Rukhs Vaisi zu berichten, daß einer von diesen sieben in dem Gefängnis gestorben sei. Es ist der Genosse Rubinstein, der schon während der ersten Verhandlungen im Gerichtssaale schwer erkrankte.

Die Behandlung der Gefangenen in den Polizeiarrestzellen ist spottel jeder Beschreibung. Eine gleiche Willkür herrscht in den Gefängnissen der Kreisstädte, in denen nach demselben Blatte 2400 Gefangene untergebracht sind. Diese Zahlen beziehen sich nur auf das Gouvernement Liban d.

Atmosphäre von Unmut und Widerwillen, von Feindseligkeiten und Haß so sonnig und heiter geblieb. Hatte das Kind seine Schläge weg, so lachte es bald darauf wieder, wurde es von Zuli gescholten, so hing es den Kopf, bald hörte man es aber draußen auf dem Rain singen. Da stand's oft lange und sang aus voller Brust, niemand hatte es gelehrt, das kam so aus ihr. Jede Blume, jedes weisse Steinchen freute die Mann, und alles trug sie emsig heim. Da wurde freilich das unniße Zeug verächtlich mit den Füßen weggestoßen, aber das scherte die Kleine wenig; sie spielte draußen auf der Wiese oder drunten am Bach, und wenn es Winter wurde, wie jetzt, räumte sie alles sorgfältig unter die Ofenbank, ganz gegen die Kuchlerische Art.

„Sie ist akkrat wie ihre Mutter,“ sagte der Anderl einmal zur Zuli.

„Ja, wie der Woda nit, das is's ja,“ antwortete Zuli, aber Anderl verstand kein Wort davon; er plagte auch seinen Kopf nicht gern, wozu denn? wenn man so wie so seinen Körper so plagen mußte!

Dafür sorgte der Vater schon, daß man nicht feiern konnte, dem war's nie genug, was sie arbeiteten.

„Wart du nur, bis du einrücken mußt!“ drohte ihm der Vater oft. Schlagen mochte der Kuchler den baumlangen Kerl nicht mehr, aber Wüße setzte es noch immer. Die Praxten zwar an ihm ab, wenn er nur genug zu essen bekam! Das Essen war jetzt etwas besser geworden, der Vater gab mehr her, schon aus Angst, daß das Ruteise darunter leiden müße.

Wie's aber in der Kaserne gehen würde mit der Post? Anderl hegte große Befürchtungen und hatte schon oft Zwiesprache mit Kersche gehalten, aber Kersche wußte ihm keinen Rat; es stand und sah traurig die Wand an, und wenn er vom Fortgehen, vom Abschiednehmen sprach und dabei glückste und schludzte, stieß die kleine braune Nuh ein klägliches Muß, muß aus, daß Anderl vor Mitleid mit sich fast vergangen wäre.

Die Mann war lech's Jahr alt gewo's, ein 17:53,

Die Verhaftungen von Revolutionären

bauern an. Die russischen Zeitungen bringen täglich eine Anzahl Nachrichten über mehr oder weniger gelungene Polizeialtaden auf die revolutionären Organisationen. Es wird von Bombenverfätschen, von Flugblätterverlegeren, von geheimen Druckerieien berichtet, die der Polizei täglich in die Hände gefallen sind. Die Regierungsgenien triumphieren und lassen in den ihnen zur Verfügung stehenden Preßorganen Mitteilungen erscheinen, die besagen, daß die Entdeckung dieser oder jener revolutionären Organisation der revolutionären Bewegung einen großen kaum wieder gut zu machenden Schaden zugefügt habe.

Bei verschiedenen Freunden und Feinden der revolutionären Tätigkeit in Rußland und im Auslande entsteht nun die Frage, inwiefern diese Verfolgungen seitens der Polizei in Wirklichkeit die geheimen revolutionären Organisationen schädigen. Einige befürchten, andre hoffen, daß die jetzigen Verhaftungen für die revolutionäre Bewegung dieselbe Rolle spielen würden, wie die Verhaftungen nach der Ermordung Alexanders II. im Jahre 1881. Damals war diese Ermordung der Höhepunkt der russischen Revolution, worauf eine prägnantjährige Reaktion einsetzte; und man glaubt, daß die jetzigen „erfolgreichen“ Verfolgungen dasselbe Resultat mit sich bringen werden. Die Revolutionäre werden hinter die schwebischen Gardinen gebracht oder nach Sibirien vertrieben und die Bevölkerung wird zu „Maison“ kommen. Die Reaktion wird einen vollen Triumph feiern und die revolutionäre Bewegung wird auf lange Jahre von der Oberfläche verschwinden.

Uns, so schreibt die russische Korrespondenz, scheinen diese Befürchtungen der Freunde und die Hoffnungen der Reaktionäre etwas verfrüht und unbegründet. Die Zeiten haben sich seit 1881 geändert und was damals möglich und unvermeidlich war, ist jetzt nicht nur nicht unvermeidlich, sondern auch unmöglich. Man darf nicht vergessen, daß sowohl die ganze politische Situation wie der Charakter der jetzigen und damaligen revolutionären Bewegung ganz verschieden sind. Damals war die Regierung und besonders der Zar selbst stark durch die im Jahre 1861 vorgenommene Bauernbefreiung. Die revolutionäre Bewegung richtete sich gegen eine populäre Regierung, die besonders von den Bauern unterstützt wurde. Die Bauern waren infolge dessen der Regierung dankbar und ergeben, und konnten nicht lassen, wie man gegen diese Regierung feindlich vorgehen konnte. Sie waren deshalb auch der Meinung, daß die Revolutionäre sich aus Gutsbesitzern rekrutierten, die die Leibelgenchaft wieder einzuführen bestrebt wären. Der Kampf gegen Alexander II. wurde als Kampf gegen den Bauernbefreier aufgefaßt. Daraus erklärt sich der damalige Haß der Bauern gegen die revolutionäre Bewegung und ihre Unterstützung der Regierungsbefürchtungen.

Die Möglichkeit oder sogar Notwendigkeit einer Reaktion für jene Zeiten ist um so verständlicher, wenn man sich daran erinnert, daß die revolutionäre Bewegung der achtziger Jahre nur einen kleinen Teil der gebildeten Jugend umfaßte. Es genügte ein Duzend hervorragender Führer unschädlich zu machen, und die ganze Bewegung war unterdrückt.

Ganz anders stehen die Dinge heute. Die jetzige Regierung ist nicht die populäre der Bauernbefreiung, sondern die der mandchurischen Unfähigkeit und Korruption. Sie ist verhaßt in allen Schichten der Bevölkerung.

Und die revolutionäre Bewegung ist jetzt auch eine ganz andre. Sie ist nicht so zentralisiert wie damals und umfaßt nicht einen winzigen Bruchteil der Intelligenz, sondern die breiten Massen der städtischen und ländlichen Bevölkerung. Es besteht eine ganze Reihe von fast selbständigen Organisationen, die ihre Tätigkeit auch ohne Anordnungen aus dem Zentrum betreiben. Und wenn ein Komitee in Moskau verhaftet ist, so wird dadurch die Tätigkeit d. B. des Charlower revolutionären Komitees nicht unmöglich gemacht. Im Gegenteil, dieses wird sofort nach Mittel suchen, um die Arbeit in Moskau zu unterstützen. Und da die revolutionären Kräfte bis jetzt fast unergründlich sind, so werden für jeden verhafteten Revolutionär immer zwölf neue bereit sein, die leeren Stellen einzunehmen. Und wenn man noch außerdem betrachtet, daß in Rußland eine ganze Reihe nationale revolutionäre Organisationen bestehen, die selbstverständlich einander unterstützen, so wird man leicht verstehen können, daß die Moskauer und Petersburger Verhaftungen, wie groß sie auch sein mögen, durchaus nicht das Ende der revolutionären Bewegung bedeuten.

Ein Petersburger Jbidl.

Am Freitag voriger Woche ritt ein Detachement der Chevaliergarde, eines der vornehmsten Regimenter, vormittags 11 Uhr durch die Scherlegelstraße. Die Trompeten schmetterten und eine vorübergehende Dame bemerkte: „Sehen Sie, wie lustig sie dahereiten, als hätten sie Port Arthur erobert.“ Die Umstehenden lachen, ein Offizier des Regiments hört es. Die Abtheilung sprengt zurück. Die Passanten fliehen. Die Dame, welche das Scherzwort gesagt, holt man ein und sie wird unter Sträuben in eine Droschke gesetzt und unter Bedeckung zum Offizierskasino des Chevalierregiments gebracht. Man stellt dort fest, daß es ein Fräulein Anna Spiridonowna Smirnow ist. Jehn Offiziere treten aus dem Kasino und das Ende vom Liede ist, daß die Dame auf den Hof geführt wird, und daß dort sieben Soldaten den Auf-

trag erhalten, Fräulein Smirnowa 25 Peitschenhiebe aufzu-zählen. Das geschieht. Darauf gibt einer der Offiziere des „vornehmsten“ Petersburger Regiments den Soldaten die nicht mißzuverstehende Anweisung: „Zut mit dem Stuß, was ihr wollt.“ Die Bestimmung der Soldaten verbot ihnen, der Weisung ihrer „abligen“ Vorgesetzten zu folgen und so kam die Geschlagene zwar mit furchtbaren Verletzungen auf dem Rücken, aber ohne daß der Wink des Offiziers befolgt worden wäre, davon. Ihr Bruder teilt den Sachverhalt jetzt öffentlich in den Zeitungen mit und die allgemeine Empörung ist furchtbar; sie wird gesteigert, da der Rücken der Smirnowa für die Berichte photographiert worden ist und diese Photographien zeigt man empört herum. (Man sieht deutlich, wie der Rücken der Frau zerfetzt ist.)

Man denke sich die Sachlage. Am helllichten Tage in einer sehr belebten Straße lassen Offiziere eine Dame für ein harmloses Wort ergreifen. Sie schleppen sie in die Kaserne und sie erhält 25 Peitschenhiebe, daß sie zusammenbricht und dann krank daniederliegt, und sie wird vor dem schrecklichsten Attentate nur gerettet, weil die „gemehnen“ Soldaten menschlicheres Empfinden haben als die „vornehmen“ Offiziere des vornehmsten Regiments, dessen Kommandeur der riesig weisse Fürst Jussupow, Graf Sumarokow-Orstern und dessen Ehrenchef niemand anders als die Kaiserin-Mutter ist.

Natürlich ist nichts geschehen, um eine Sühne für diese schändliche Vergewaltigung herbeizuführen, und man hat nicht die Hoffnung, daß etwas geschehen wird. Einem so „vornehmen“ Regiment wie der Chevaliergarde müssen solche kleine Gewalttaten gegen eine wehrlose Frau erlaubt sein.

Die Warschauer Ereignisse vom Mittwoch

werden in einer Korrespondenz der Wossischen Zeitung folgendermaßen geschildert:

Es war heute ein blutiger Tag. Die Revolutionäre quitierten für die Verhaftung der 140 Arbeiter des Emailierwerkes Labor. Um 10 Uhr früh fielen, wie auf ein gegebenes Zeichen, Schüsse an verschiedenen Punkten der Stadt. Den Anfang gegen die Polizei und die Militärposten gerichtet. Den Anfang machte ein junger Mann in der Vorstadt Praga, der einen Soldaten und einen Polizisten niederstreckte und sich darauf in einen nahen Laden flüchtete. Einer der ihn verfolgenden Soldaten feuerte in den Laden hinein und tötete — die Ladenbesitzerin. Mit einem zweiten Schuß verwundete er den Flüchtling, einen jungen Juden, namens Szaja Fabergit, der, nachdem ihm ein Notverband angelegt worden war, nach dem Militärhospital gebracht wurde. Auf der Solnastraße wurde ein Revierauffeher getötet; auf der Warschauerstraße fielen drei Polizisten und zwei Soldaten, auf der Neuen Welt wurde ein Polizist verwundet; auf der Rybakstraße wurden zwei Polizisten verwundet; auf der Pawiastraße zwei Soldaten getötet; auf der Goldstraße ein Soldat verwundet; auf der Awolinstraße zwei Gendarmen getötet, auf der Wolskastraße ein Polizist getötet, auf der Dylstraßen ein Soldat und ein Revierauffeher getötet, auf dem all-sibirischen Markte ein Polizist getötet, auf der Obogostraße ein Polizist verwundet, auf der Targowastraße zwei Polizisten verwundet, auf der Wolskastraße ein Polizeiseidweibel getötet. Diese Liste ist noch bei weitem nicht vollständig; ich verzehne hier nur, was ich persönlich an Ort und Stelle kontrollieren konnte. Selbstverständlich war das Militär nicht untätig und feuerte an verschiedenen Stellen blindlings auf das Publikum los. Die Zahl der dabei Getöteten und Verwundeten läßt sich vorläufig auch nicht annähernd bezeichnen. In das Leichenhauhaus auf der Teodorstraße, das militärisch bewacht wird, werden unaufhörlich Leichen der auf den Straßen Getöteten gebracht. Viele Verwundete versteckten sich, da das Militär jeden Verwundeten verhaftet. Die freiwillige Rettungsgesellschaft wurde bis 3 Uhr nachmittags nicht weniger als vierundsechzig Mal gerufen. Vom Sommerlager wurde das Militär nach der Stadt beordert. Starke Patrouillen von 20 bis 50 Mann zu Pferde und zu Fuß, die Reiterei mit schußbereiten Waffen, durchstreifen die Straßen und durchsuchen die Passanten. Es wird offenbar nur nach Waffen gesucht, denn die Durchsuchten werden nur oberflächlich betrachtet. Die Stimmung in der Stadt ist sehr gedrükt. Die Straßen im jüdischen Stadtviertel sind menschenleer; denn die patrouillierenden Soldaten schlagen auf etwa Vorkübergehende mit dem Gewehrkolben ein. Gegen 2 Uhr mittags wurden in das Gebäude des 7. Polizeibezirks zwei Bomben durchs Fenster geschleudert. In dem Zimmer befanden sich einige Polizisten und Revierauffeher, wie auch der Gehilfe des Polizeikommissars. Sonderbarerweise wurde niemand getötet, doch wurden etwa 17 Polizeileute und 20 Straßengänger verwundet. Gegenüber dem Polizeibureau befindet sich die Wotomaukskirche, die anlässlich des katholischen Feiertags (Maria Himmelfahrt) überfüllt war. Unter den Kirchenbesuchern entstand eine Panik, welche aber von einigen Besonnenen beschwichtigt werden konnte. Gleich darauf erschien die Polizei mit Militär, sperrte die Kirche zu und ließ nur die hinaus, die ein Ausweispapier hatten. Alle andern wurden verhaftet. Bemerkenswert ist, daß, als die freiwillige Rettungsgesellschaft ankam, die Soldaten zum Schließen auf die Kerze anlegten und erst durch Einschreiten des Polizeikommissars am Schließen verhindert wurden. Die Kerze melbeten den

schlankest, rasches Ding, als Anderl's Zeit herbeikam. Das war ein Ereignis fürs Kuchlerhaus! Der Alte hatte sogar etwas eingekauft und eine Näherin bestellt, die dem Anderl ein bißchen Wäsche machen sollte und — es hatte dieses Dittin gekostet — die der Zuli aus Mariettas Kleidern ein neues zurechtstutzen und der Mann eines herrichten durfte, weil das Kind doch von der Schule aus des Sonntags in die Kirche gehen mußte.

Die Frau zitterte vor Aufregung. Ein fremder Mensch kam ins Haus, sie kriegte ein Kleid! Etwa wie ein andres Kind den Christbaum, so erwartete die Mann die Näherin, und als sie da war, wurde sie nicht müde mit Fragen; den ganzen Tag sah sie neben der Alten, von der Schule, der Kirche, den Kindern, dem Lehrer, den Büchern, dem Dorf, von allem wollte sie wissen. Es hatte ihr ja niemand Antwort gegeben, wenn sie fragte, höchstens Anderl, und der hörte aus Faulheit bald wieder auf. Die Alte, die mit einer Nähmaschine und einer großen Tabakspfeife, die sie unter dem Nähen fest in Brand erhielt, angerückt war, konnte sich nicht genug wundern über das Kind, das wie ein zwischernedes buntes Vöglein neben ihr saß. Sie machte der Mann einen derben roten Wollrod und ein blaues Kleidchen. Als Mann den roten Wollrod und das Neue an hatte, errotete sie vor Vergnügen und Aufregung. Das ging jetzt wohl so fort? Es kam immer schöner, und das war nur der Anfang? Sie brannte darauf, in die Schule zu kommen, sie konnte den Tag nicht erwarten!

Als Anderl mit seinem Bündel abzog, ziemlich unge-rührt, denn der schwerste Abschied, der von Kersche, lag bereits hinter ihm, rannte ihm die Mann in ihrem kurzen roten Wollrodlein nach. Die Zuli mußte ins Dorf, um einzukaufen, und begleitete ihn. Vom Vater hatte sie das ertrot und ihr neues Kleid dazu angezogen, dunkelrot war's, und die Mann glaubte noch nie etwas so Schönes gesehen zu haben! Ein Stück Weges mußte sie wenigstens mitgehen, mochte der Vater droben auch schreien und pfeifen, ein Leuschen von der Welt mußte sie sehen, die

Wiesen sie die Geschwister zurück, so blieb sie wohl einen Augenblick stehen, um gleich darauf wieder nachzulaufen, wie ein kleiner Hund, den man zurückscheucht, der aber immer wieder nachfolgt. Ihre Schläge bekam sie so wie so, ob sie jetzt ein Stück weiter mitging oder nicht, und da waren sie ja schon in Malfeln. Hier machte Anderl Halt. Sollte er nicht heute, wo er für so lange Zeit weggang, einkehren? Bis jetzt hatte er immer nur einen scheuen Gruß hineingeschickt, wenn er vorbeiging, aber die Malfelnerin hatte ihm stets so fröhlich zugenickt, und heute war Samstag und die Rudeln dufteten zu köstlich — er trat ein. Die Zuli blieb starrköpfig und mit klopfendem Herzen stehen, sie sah nicht einmal, daß die Mann, ganz vorständig, ganz dünn, ganz klein, wie ein weidmiediges Kägchen auch mit durchgeschlüpft war. Drinnen hörte sie fröhlich plaudern und lachen, unwillkürlich machte sie einen Schritt auf das Haus zu, hielt aber gleich wieder inne, weil die Malfelnerin heraustrat.

„So geh doch herein, Zuli,“ sagte sie, „wir freffen dich nit, und der Vater wird dich auch nit freffen.“ dabei bot sie ihr die Hand, und Zuli stotterte nur: „Sechs Jahr sind's gleich!“

„Ja, wie die Zeit vergeht!“ wunderte sich die Malfelnerin, „ist der Hansi schon achtzehn und du schon neunzehn.“

Der Hansi! Zuli brachte kein Wort heraus, als er ihr die Hand gab; er sah mit dem Malfelner und mit Anderl om Tisch, sie tranken Wein, und Zuli mußte auch mit-trinken. Verstohlen sah sie nach Hansi. Wie war er so kräftig geworden! Wie ein Waldbaum, und der Malfelner dachte sich wohl das gleiche wie die Zuli, als er die beiden Duben anschaute, der würde einen andern Soldaten abgeben wie Anderl! Seine Augen bligten, und wenn er lachte, das tat gut, so frisch und ehrlich war's. Die kleine Mann in ihrem roten Wollrodlein, mit den staubigen Füßlein hielt er auf dem Schoß.

[Fortsetzung folgt.]